

I: Weiblichkeit und Schrift

Gisela Ecker

Poststrukturalismus und feministische Wissenschaft

Eine heimliche oder unheimliche Allianz?

Während sich die neue feministische Literaturwissenschaft — vor allem in England und Amerika, aber auch in Deutschland — in den Anfängen auf die *Erfahrung* von Frauen berufen hat¹, ist sie jetzt in eine neue Phase der theoretischen Aufarbeitung getreten, einen kritischen Revisionsprozeß literaturwissenschaftlicher Vorgaben und Modelle. Unter anderem wird danach gefragt, wie das, was zunächst als »authentische« Erfahrung erlebnishaft und im Protest eingebracht wurde, bereits selbst konzeptuell vorstrukturiert ist. Denn was für die Literatur von Frauen deutlich ist, daß wir nämlich gleichzeitig an der jeweiligen Kultur partizipieren als auch ausgeschlossen sind, gilt auch für feministische Wissenschaft.

Zunächst ist es wichtig zu sehen, daß eine solche Abwendung von der herrschenden Literaturwissenschaft von der Erkenntnis »ich lese anders« ausgehen *mußte*, da alle theoretischen Modelle weitgehend unter Ausschluß von Wissenschaftlerinnen entstanden sind und das Weibliche in ihnen keinen Ort hat, subsumiert wird im postulierten geschlechtsneutralen Allgemein-Menschlichen. Der Wert dieser anfänglichen Negierung von Theorie muß historisch sehr hoch eingeschätzt werden, und der so oft erhobene Vorwurf des Anti-Intellektualismus trifft nicht den Kern der unter dem Rekurs auf Erfahrung formulierten Opposition.

Nachdem wir eigentlich schon sagen können, daß die Vorstellung einer sich selbst aus dem wissenschaftlichen Vakuum erschaffenden feministischen Literaturkritik passé ist, ist es um so wichtiger, selbst-kritisch zu untersuchen, welche theoretischen Positionen sich auf eine mehr oder weniger bewußte Weise eingespielt haben und darüber hinausgehend, welche bereits ausgebildeten Methoden sich für feministische Textanalysen einsetzen lassen. Entsprechenden Fragen möchte ich in bezug auf den Poststrukturalismus nachgehen, denn die Rezeption der französischen feministischen Ansätze vollzog sich zum Teil in Form einer Übernahme von deren spezifischem Sprachgestus, der in eben dieser Theorie wurzelt. Die dort so beliebte Echosprache, die phonologischen und etymologischen Wortspiele, der Jargon der Brüche, Hohlräume, Spuren, Ränder etc. droht dort zum Manierismus zu ersticken, wo die theoretischen Grundla-

gen, deren Konsequenz die Herausbildung einer solchen Sprache war, nicht mehr bewußt sind. Im folgenden möchte ich versuchen, Zusammenhänge zwischen den französischen feministischen Theorien und denen des Poststrukturalismus aufzuzeigen und darüber hinaus fragen, in welcher Weise dieser für eine feministische Literaturanalyse nutzbar gemacht werden könnte.

1. Poststrukturalismus:

Radikalisierung und Infragestellung des Strukturalismus

Poststrukturalismus, auch unter den Bezeichnungen Dekonstruktivismus oder Neostrukturalismus² bekannt, ist ein Sammelbegriff für diejenigen von Frankreich ausgehenden Forschungsrichtungen, die den klassischen Strukturalismus radikal weiterentwickelten, de-konstruierten und in Frage stellten, immer jedoch dessen Terminologie und einige Teilannahmen benutzten, wenn auch zu deutlich anderen Zwecken. Deshalb zunächst einige globale Bemerkungen zum Strukturalismus, ohne den die Theorien der Nachfolger nicht verständlich sind.

Unter dem »klassischen« Strukturalismus wird im allgemeinen die erste Saussure-Nachfolge verstanden, Lévi-Strauss, Jakobson, der frühe (und nur der frühe) Barthes und die vielen Vertreter in den angelsächsischen Ländern und in Deutschland, die mit dem Schlagwort »Linguistisierung der Literaturwissenschaft« zusammengefaßt werden könnten. Analog zu Sprache werden literarische Texte als synchrone Systeme von Zeichen betrachtet, von Zeichen, die aus einem materiellen Zeichenträger (Signifikant) und einer Bedeutung (Signifikat) zusammengesetzt sind. Sie bilden in sich geschlossene, kohärente Strukturen, innerhalb derer die Relation der einzelnen Teile von sinngebender Funktion ist und die möglichst in binären Oppositionen und in hierarchisierter Form erfaßt werden sollten, um den Textsinn zu ermitteln. Die Bestrebungen zum Beispiel, eine Erzählgrammatik zu erstellen (vgl. Greimas, Todorov, Barthes), führen deutlich vor, daß es weniger um konkrete Texte ging als um allgemein generative Modelle, in denen nur das erfaßt wurde, was sich systemhaft zuordnen und im Rahmen einer szientistischen Methodologie erfassen ließ. Formalisierung und Klassifizierung sind — auch wenn sie in den einzelnen Ansätzen in unterschiedlicher Graduierung auftreten — zentrale Aktivitäten struktureller Analysen, die auch dem Ziel dienen sollten, die Wissenschaft von der Literatur zu einer »exakten« zu machen, innerhalb derer individuelle Erkenntnisinteressen keinen Platz haben.

Ein Teil meiner eigenen »wissenschaftlichen Sozialisation« vollzog sich als Aneignungsprozeß dieses Ansatzes, gleichzeitig aber auch als Prozeß wachsender Befreimung darüber, in welchem Ausmaß ich als Subjekt ausgeschlossen war und wie viele drängende Fragestellungen bereits qua

Methode ausgegrenzt waren. — Die von den Poststrukturalisten eingenommene Gegenposition wurde von einer philosophischen Warte aus entwickelt³ und bezieht sich nicht nur auf Sprache, Texte und soziale Systeme, sondern auf die abendländischen Denkkategorien ganz allgemein. Obwohl die Benennungen für das Zeichen beibehalten werden, wird die repräsentierende Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat radikal in Frage gestellt. Es war eine der wesentlichen Postulate des Strukturalismus, die Funktion des Signifikanten erschöpfe sich darin, Bedeutung zu transportieren, auf einen Referenten zu verweisen; der Signifikant war quasi ein materielles Substitut für Bedeutung. Demgegenüber betont der Poststrukturalismus in allen seinen Varianten die Eigenständigkeit des Signifikanten. Gleichzeitig wurde dem Strukturalismus ein heimlicher Idealismus unterstellt, nämlich daß die Annahme von geschlossenen Systemen immer einen Garanten für diese Kohärenz und *Zentriertheit* voraussetzte. Das, was der Strukturalismus — ob in der Anthropologie oder Literaturwissenschaft — als Ordnung hinter den heterogenen Erscheinungen der Oberfläche produzierte, wurde als die traditionelle metaphysische Einstellung entlarvt. — Was bedeutet es eigentlich, wenn ein System als geschlossen und zentriert aufgefaßt wird? Seine einzelnen Elemente werden nicht nur als auf das Zentrum, die zugrundeliegende (Tiefen)Struktur ausgerichtet geschen, sondern auch gleichzeitig auf die Aspekte der Relation zu diesem Zentrum *reduziert*. Das impliziert immer auch hierarchische Beziehung zwischen Einzelteilen, insgesamt *Ordnung* auf ein Prinzip der Kohärenz hin. Autoren wie Foucault und Derrida⁴ weisen immer wieder darauf hin, daß mit solchen Annahmen Machtverhältnisse impliziert werden, daß die zentralen Signifikanten einen Machtfaktor darstellen, eine strukturierende und kontrollierende Kraft, die Reduktionen, Hierarchisierungen etc. herbeiführt. Ich glaube, es wird deutlich, wieso nur aufgrund eines *veränderten Strukturbegriffs* eine so pauschale Kritik am Phono-, Logo-, Ethno- und Phallosentrismus formuliert werden konnte. Auch ergeben sich dadurch, daß diejenigen Ordnungen hinterfragt werden, in denen das Weibliche immer nur als Teil eines asymmetrischen Machtverhältnisses existieren konnte, mögliche Anknüpfungspunkte für feministische Theoriebildung.

2. Differenz und Aufschub

In *Grammatologie* (1967)⁵ formuliert Derrida die philosophischen Konsequenzen des bereits bei vielen Strukturalisten bestehenden Mißtrauens gegen das Konzept des Zeichens. Nach Derrida ist Bedeutung nie ganz durch den Signifikanten repräsentiert, ist nie *anwesend*. Im einfachsten Signifikationsakt wird nie eindeutig auf ein Objekt referiert, sondern wir finden immer nur *Spuren* von Referenz und ein Spiel von *Anwesenheit* und *Abwesenheit*. Was wir in Texten lediglich wahrnehmen können, ist ein Sy-

stem von Differenzen (*différence*), die niemals auf Bedeutung selbst zielen, sondern eine solche endlos aufschieben (*différance*). Universellen Strukturen nachzugehen, wie es der Strukturalismus getan hat, ist also im Sinn von Derridas Konzept von Zeichen eine Unmöglichkeit und verriete nur ein Festhalten am metaphysischen Denken. Die Vorstellung von der grundsätzlichen Offenheit des Signifikationsprozesses, »die Unmöglichkeit, den Referenten auf das Signifikat, das Signifikat auf den Signifikanten und daher alle Einheiten der signifikanten Struktur aufeinander zu reduzieren«⁶, finden wir bei allen Vertretern und Vertreterinnen dieser Richtung. Wenn Julia Kristeva zum Beispiel jedesmal, wenn sie auf Fragen bezüglich des Weiblichen eingehen soll, zögert und erklärt, Geschlechtsunterschiede könnten nicht benannt werden (da sie wieder Bedeutung festlegen würden), sondern nur jeweilig erkennbare Differenzierungen, so wurzelt dies im gleichen Denkansatz.

3. *Echosprache statt Metasprache*

Nachdem Text als ein Netz von Differenzen, ein Spiel von Spuren und Evokationen, ein seine eigenen Grenzen überschließendes Gebilde verstanden wird, ist es nur konsequent, daß keine abgegrenzte Metasprache benutzt werden kann, die dieses freie Spiel wieder reduzieren würde. J.H. Miller, einer der wichtigsten amerikanischen Vertreter, beschreibt sein dekonstruktivistisches Herangehen an Texte so:

»Dekonstruktion als Art und Weise der Textinterpretation funktioniert als ein vorsichtiges Betreten jedes Text-Labyrinths. Der Kritiker [sic!] tastet sich von Figur zu Figur, von Konzept zu Konzept, von mythischem Motiv zu mythischem Motiv, in einer Wiederholung, die keinesfalls eine Parodie darstellt. Dabei wird trotzdem eine subversive Kraft ausgeübt, die sogar in der exaktesten und am wenigsten ironischen Verdopplung liegen kann.«⁷

Durch ein solches Hineinbegeben in einen Text (nicht durch metasprachliche Distanz) wird der Text immer wieder neu vollzogen, dies jedoch nicht, um Sinn aufzuspüren, sondern um den Text als einen offenen, diskontinuierlichen zu erfahren, auch dann, wenn er sich als geschlossener anbietet. Die Echosprache, die dabei benutzt wird, folgt der Sprache des Texts; logische Transparenz oder intersubjektive Vermittlung sind nicht ihr dominantes Ziel; Metaphern, die in der strukturalistischen Metasprache verpönt waren, gehören fast zum Rüstzeug für Poststrukturalisten. Eine solche bewußte »Undiszipliniertheit« folgt damit natürlich wieder ihren eigenen Regeln, was sehr gut am Beispiel der in den Zeitschriften *Critical Inquiry*, *Critique*, *Diacritics*, *New Literary History*, *Sémiotexte*, *Yale French Studies* (dies sind alles amerikanische Periodika) abgedruckten Beiträge beobachtet werden kann. (Was ich besonders bemerkenswert finde, ist das selbstverständliche Nebeneinander von feministischen Artikeln und anderen in diesen poststrukturalistisch ausgerichteten Zeitschriften.⁸)

Nur als Ausdruck und Konsequenz der beschriebenen Auffassung von Texten als offen und dezentriert ist, wie ich meine, eine solche in der Interpretation praktizierte Echosprache sinnvoll. Elisabeth Lenks Artikel »Versuch einer Beschreibung der anderen Seite der Gesellschaft«⁹ könnte als Beispiel für einen solchen motivierten Einsatz dieses Sprachgestus zitiert werden. Luce Irigarays *Speculum*¹⁰ liest sich wie eine vollkommene Anwendung des Echoverfahrens, das als Aufdecken von Widersprüchen durch Nachahmung und Spiel mit dem Vorbild funktioniert. Eine weitere Variante stellt Hélène Cixous' *Die Orange leben*¹¹ dar, wo sie nachahmend Clarice Lispecteurs Texte als programmatisches Beispiel für einen bereits dezentrierten, sich einer Festlegung entziehenden Text preist, dessen Offenheit sie dann allerdings als weibliche Ausdrucksform fest-schreibt.

Während das Mißtrauen des Poststrukturalismus gegen eine deutlich abgegrenzte Metasprache ganz allgemein gegen das abendländische Denken in seiner mehrfachen Zentriertheit gerichtet ist, wählt die feministische Spielart den Phallozentrismus als Kritikpunkt, deckt diesen in der Analyse von Texten nach der beschriebenen Methode implizit auf oder legt das offene Schreiben in Texten, die dieses aufweisen, auf weibliches Schreiben fest und entwickelt insgesamt eine utopische Programmatik, die entsprechende Texte, literarische wie kritische, produzieren soll. Darin liegt zwar eine Einengung der globaler ausgerichteten wissenschaftlichen Bewegung des Poststrukturalismus, aber in ihrem Vorgehen liegt die gleiche Sprengkraft, die sich als »Kritik am geronnenen Sadismus abendländischer sogenannt 'objektiver Denkformen'«¹² versteht. Auch wenn sich ein solches Sprachverhalten oft als »dunkel« und schwer verständlich erweist, stellt es eine Möglichkeit von Widerstand dar. Es ist wichtig zu sehen — und dabei hilft eine Reflexion auf die theoretischen Grundlagen —, daß wir diese Texte von Feministinnen gerade nicht als vorwiegend kommunikativ und rational aufklärend im traditionellen Sinn lesen sollten, weil sie eben dies gar nicht leisten wollen.

4. Das verlorene Subjekt

Bereits der Strukturalismus hatte den Tod des Autors(!) verkündet, und der Poststrukturalismus hat ihn nicht wieder auferweckt.¹³ Das Subjekt wird nicht als bedeutungsstiftende Instanz gesehen, also als Person, die Zeichen benutzt, um Sinn auszudrücken, sondern es ist selbst nur prozeßhaft zu verstehen. Julia Kristeva zieht konsequent die Verbindung zur Dezentralisierung von Strukturen, die das Subjekt in seiner herkömmlichen Funktion nicht bestehen lassen kann:

»In einer Kultur, in der das sprechende Subjekt als 'Herr (maître) seiner Sprache' verstanden wird, nimmt es eine phallische Position ein. Die Fragmentierung von Sprache in einem Text stellt eine solche Haltung insgesamt in Frage.«

Dies ist die am heftigsten kritisierte Annahme des Poststrukturalismus und auch der Grund dafür, wieso in Deutschland eine Auseinandersetzung mit den französischen Theorien mit so großer Verspätung erfolgt.¹⁴

Schon Lacan hatte angefangen, die Vorstellung vom geschlossenen Subjekt zu hinterfragen, indem er seinen Spaltungen beim Eintritt in kulturelle Ordnungen nachging, als erstes im Spiegelstadium, in dem das Begehr abgekoppelt wird, dann beim Erlernen von Sprache, die Träger und Ausdruck symbolischer Ordnungen ist. Das, was als sprachlicher Ausdruck eines Ich greifbar wird, ist somit eher Funktion der Sprache und kultureller Codes als Funktion des Ich selbst.¹⁵

Auch bei den französischen Feministinnen rückt das weibliche Subjekt nicht als etwas, was individuelle Identität genannt werden könnte, ins Blickfeld. Es ist als Verweis auf eine lebende Person weniger interessant, sondern nur insofern, als es entgrenzt auf größere Zusammenhänge verweist. Es ist verständlich, daß dagegen vehemente Kritik geäußert wird, denn was *auch* ein Interesse feministischer Literaturwissenschaft ausmacht, nämlich die Beschäftigung mit konkreten Schriftstellerinnen und ihrer Literatur im Zusammenhang mit ihrer Lebenssituation, rückt dabei notgedrungen in den Hintergrund. Die *gelebten* Unterschiede, so kritisiert zum Beispiel Ann Rosalind Jones¹⁶, würden dabei nivelliert und es werde von der ökonomisch, institutionell und kulturell differenziert zu behandelnden Problematik abgelenkt. Entsprechende Einwände könnten aber auch umgekehrt formuliert werden, nämlich daß eine pragmatisch ausgerichtete Literaturtheorie kaum eine vergleichbare utopische Programmatik entwickeln könnte, wie sie im Poststrukturalismus zu finden ist. Ich plädiere also für ein Nebeneinander der verschiedenen Richtungen, die aufgrund der erkenntnistheoretischen Unterschiede auch nie ganz aufeinander projiziert werden können.

5. Weibliches als Negation des Phallischen

In den Schriften der wenigen männlichen Poststrukturalisten, die sich mit der Dekonstruktion des Phallosentrismus befassen¹⁷, wird das Weibliche als Prototyp einer dezentrierenden, sich immer entziehenden und nie festlegendenden Kraft eingesetzt:

»There is no such thing as the essence of woman because woman averts, she is averted of herself. Out of the depths, endless and unfathomable, she engulfs and distorts all vestige of essentiality, of identity, of property.«¹⁸

Dies erinnert nicht nur an Lacans Ausspruch »La femme n'existe pas«, sondern auch an Weiblichkeitsvorstellungen des 19. Jahrhunderts oder an

Freuds Diktum vom Rätselcharakter der Frau. Derrida benutzt das Weibliche zum Beispiel in der Metapher des »Hymen« in endlosen geistreichen Wortspielen; er möchte es auch als Gestus seiner eigenen dekonstruktivistischen Tätigkeit vereinnahmen:

»Ich würde gerne auch wie (eine) Frau schreiben. Ich bin dabei, es zu versuchen ...«¹⁹

Es geht dabei nicht primär um das Weibliche, sondern um das Nicht-Phallische, ein Konstrukt, das gegen die Komplizenschaft von Phallus und Logos eingesetzt wird. Liegt darin nicht wieder eine sekundäre, negativ abgeleitete (und im Prinzip wieder dichotome?) Definition des Weiblichen?

Auch wenn Luce Irigarays Bestimmung des Weiblichen zusätzlich biologische Metaphern (wie die der Schamlippen) benutzt, lässt sich die Herkunft aus der intensiv geführten poststrukturalistischen Debatte leicht erkennen. Ihr Gegenentwurf ist begründet durch

»... die spezifische Erotik der Frau, derer wegen sie von allem, was unsere Kultur privilegiert ... — vom Einen, von der Einheit, vom Individuellen — ausgeschlossen ist: denn auch der Penis ist 'eins', der Familienname (der Name des Vaters) ist 'einzig', das 'Eine' im eigentlichen Sinne, nämlich die Einheit und Kohärenz des Diskurses, Individualismus, Privateigentum.«²⁰

Die Perspektive hat sich nur leicht verschoben: auf der einen Seite das dominante Interesse an der Abschaffung metaphysisch orientierter Diskurse ganz allgemein (unter Verwendung des Weiblichen als Zauberformel), auf der anderen die Entfesselung von *sémininité* als Ziel der Feministinnen; auf beiden Seiten dieselben beschriebenen Begründungszusammenhänge. Das neue Bild von Weiblichkeit enthält verlockende (und auch unheimliche?) utopische Umkehrungen, die um so mehr anziehen, als sie keine eindeutigen Festlegungen enthalten, sondern das Weibliche als Rätsel erhalten und als unendlich plural erscheinen lässt.

6. *Den Körper schreiben*

Meine Bemerkungen über die Abwesenheit des Subjekts als Konsequenz der Dezentrierung galten dem Subjekt im traditionellen Sinn. Auf einem ganz anderen Weg haben Poststrukturalisten das Subjekt wieder eingeführt, allerdings mit sehr unterschiedlicher Gewichtung. Als Erzeuger von Sinnaußagen ist es abgeschafft — denn Sinn kann allenfalls aus zusammenwirkenden Codes und intertextuellen Wirkungen immer wieder neu entstehen — aber es ist *materieller Träger der Aussage*, der eine Körperllichkeit besitzt. Derrida hat dies zunächst am Zeichen festgemacht, dessen materielle Seite er im Gegensatz zum Saussureschen Strukturalismus privilegiert; er spricht vom Überschreien des Signifikanten, der sich nicht im Signifikationsprozeß erschöpft.

Diese bei allen Poststrukturalisten erkennbare Grundposition ist auf

unterschiedliche Weise ausgebaut worden. Zum Beispiel hat der spätere Barthes die These von der in den Text eingeschriebenen Körperlichkeit weiterentwickelt, am deutlichsten in Schriften wie *Roland Barthes par Roland Barthes* (1975), *Le Grain de la voix* (1981), *Le Plaisir du texte* (1973) und *Fragment d'un discours amoureux* (1977), und diese Erotik des Texts auch auf den literaturkritischen Diskurs ausgeweitet:

»Jedesmal wenn ich versuche, einen Text, der mir Lust bereitet hat, zu analysieren, begegne ich nicht meiner Subjektivität ..., sondern meinem Körper, der Lust empfindet« (corps de jouissance) (*Le plaisir du texte*).

Julia Kristeva führt dieselbe Vorstellung sehr viel theoretischer und unter Einbeziehung der Psychoanalyse fort. Sie unterscheidet zwischen der *symbolischen* Zeichenfunktion im strukturalistischen Sinn und der *semiotischen* (diese ist nicht mit der Semiotik, wie sie etwa bei Eco zu finden ist, zu verwechseln). Das Körperliche, das eine eigene Realität begründet, sperrt sich gegen die bloße symbolische Ordnung. Zentraler Begriff ist auch für sie die Lust (jouissance), die körperlicher Ausdruck von unbewußtem Begehrten und instinkthaften Trieben und damit auch Ausdruck von Widerstand gegen die Unterdrückungsfunktion der gesellschaftlich sanktionierten Triebökonomie ist:

»Die Triebladung wird ... durch biologische und gesellschaftliche Strukturzwänge aufgehalten ... ihre Bahnung fixiert sich provisorisch und markiert auf diese Weise Diskontinuitäten im, wie wir es nennen wollen, semiotisierbaren Material: Stimme, Gesten, Farben.«²¹

»Dies 'Materielle', das bei der ersten Symbolisierung von Zeichen und Urteil verworfen wurde, wird jetzt aus dem Unbewußten in die Sprache befördert, allerdings in keine 'Metasprache', überhaupt in kein Be-greifen.«²²

Dies ist zunächst in keiner Weise eine spezifisch feministische Theorie, sowieso nicht für die männlichen Vertreter²³, aber auch nicht für Kristeva, die immer wieder betont, daß dieses semiotische Textpotential grundsätzlich für beide Geschlechter gilt, dann aber jeweils andere Formen annehmen kann. Das Semiotische im Kristevaschen Sinn wurde ja auch zur Genüge an Autoren wie Kleist, Kafka, Joyce, Genette, Artaud und anderen untersucht. Unter dem programmatischen Stichwort »den Körper schreiben« wurde durch die Feministinnen dieses Konzept dann auf weibliches Schreiben eingegrenzt, das Kristevas Vorstellung vom »präödipalen Begehrten« mit einbezieht. Wieder werden das Körperliche und das Unbewußte zusammengenommen, denn ihr gemeinsamer Nenner ist ihr nicht-symbolischer Charakter:

»... jedesmal wenn ich spreche, setzt sich wieder das 'Wer spricht' in Gang, abgesehen davon, daß, wenn ich spreche, das spricht, was im Es spricht, und wenn ich jetzt in diesem Augenblick zu Euch spreche weiß ich nicht genau, wer spricht. Ich nehme an, daß es ein Ich ist, das so viel wie möglich — weil ich das brauche — aus dem Es zusammengesetzt ist.«²⁴

Eines der Probleme, die dabei auftauchen, ist das ständige Oszillieren zwischen dem (weiblichen) Körper als nicht-phallischer Gegenkraft, die auch in der Literatur von Männern gefunden werden kann und dem, was die Körperlichkeit realer Frauen ausmacht. Kristeva spricht gewöhnlich von der privilegierten, aber nur potentiell vorhandenen Position von konkreten Frauen, sich gegen das Symbolische zu sperren. Auch Cixous sieht eine besondere Chance für Frauen darin, daß sie weniger sublimieren, weil sie in der symbolischen Ordnung keinen festen Platz zugewiesen bekommen, der ihnen den weitgehenden Triebverzicht abverlangen würde.²⁵ Aber auch dort, wo Cixous von »Frauen« spricht, meint sie etwas Unpersönliches, ein unbewußtes Es, das zum Ausdruck kommen kann, wenn das Ich ausgeschaltet ist und der Körper sich entgrenzt den Trieben überläßt. Subjektivität kommt, wie ich bereits oben angeführt habe, mit diesem semiotischen Entwurf jedenfalls nicht in Form von individueller Identität zum Vorschein.

Obwohl sehr häufig vom »Fließen« (als Gegenbegriff zum Festen, Abgegrenzten) die Rede ist, verwenden, mit Ausnahme von Luce Irigaray, die übrigen französischen Feministinnen selten eine eindeutige Metaphorik, die auf eine direkte Analogie zwischen der weiblichen Anatomie und möglichen in Texten auffindbaren Ausdrucksformen schließen lassen. Welche Art von Balanceakt häufig vollzogen wird, möchte ich an einer beliebig herausgegriffenen längeren Textstelle von Cixous verdeutlichen:

»Warum und wie kommt man dazu zu behaupten, die männliche Ökonomie sei eine Ökonomie der Erhaltung, die weibliche Ökonomie hingegen die des Exzesses und der Ausschweifung? Darüber wird man sicher immer streiten können: es hängt vom Männlichen und Weiblichen ab, die durch den sexuellen Unterschied gekennzeichnet sind, nicht daß das etwas biologisch Bestimmtes sei, das ist die Klippe, wir können nicht und könnten nie die Auslese zwischen dem kulturellen und dem ursprünglich Libidinösen treffen ... Wenn man also 'männlich' und 'weiblich' sagt, dann deshalb, weil gegenwärtig eine treffende Bezeichnung fehlt; trotz alledem trifft man verstärkt bei Frauen die offene Libido an, die in der Verausgabung zur Lösung fähig ist, und sie entwickelt sich am häufigsten; libidinös bedeutet, daß es eine Körperstruktur gibt, eine Beziehung zum Genuss, eine Beziehung zur Sexualität, die bei Männern und Frauen ganz allgemein völlig anders organisiert sind.«²⁶

Biologie nicht als Reduktion, sondern als Chance, als Möglichkeit, Verkrustungen und Reduktionen aufzubrechen. Auch dort, wo eine biologische Analogiebildung besteht, geht es immer um Vielfalt, das plurale, Ausweichende, um etwas Anarchisches, das keinen Namen hat und das, was Ich und Person heißt, transzendiert. Marguerite Duras sagt über ihr eigenes Schreiben:

»Ich weiß, daß wenn ich schreibe, etwas in mir zu funktionieren aufhört, etwas verstummt. Ich lasse etwas die Oberhand in mir gewinnen, was wahrscheinlich von der Weiblichkeit herströmt ... Es ist, als ob ich in ein wildes Land zurückkehrte ... Vielleicht bin ich, vor allem anderen, bevor ich Duras bin, ganz einfach eine Frau.«²⁷

Ist das tatsächlich lediglich der alte Biologismus, den wir nur zu gut kennen und den wir bereits säuberlich aus den Frauenbildern patriarchalischer Literatur und Theoriebildung herausseziert haben? Auch wenn sie sich manchmal ähnlich anhören mögen, haben diese Vorstellungen doch, wie ich versucht habe zu zeigen, einen ganz anderen theoretischen Ort und ganz neue, nicht mehr systembestätigende Funktionen. Können alte Bilder nicht neu gesehen, benutzt aber dennoch ausgeweitet und transzendiert werden? Bringt die Verwendung des »Weiblichen« (als Ausdruck des Körpers) als Sammelbegriff und Metapher für eine jenseits der symbolischen Ordnung liegende Kraft unweigerlich eine neue Vereinnahmung mit sich, wenn wir genau aufpassen, nicht in neue zentrierende Idealisierungen zu verfallen, wenn wir als konkrete schreibende Frauen uns dessen bedienen und — was ich besonders wichtig finde — uns gleichzeitig immer bewußt sind, was das Konzept *nicht* leistet? Ich meine, daß eine Betrachtung dieser spezifischen Konzeption von Weiblichkeit unter dem Aspekt ihres Ausgangspunkts im französischen Poststrukturalismus und seiner erkenntnistheoretischen Orientierung zumindest dazu führen kann, die Biologismus-Kritik (bei der ich selbst vor meiner Beschäftigung mit diesen Grundlagen immer wieder landete) differenzierter zu führen.

7. *Intertextualität und Dialogizität*

Ähnlich wie das Subjekt nur als ein entgrenztes in der Theorie der Poststrukturalisten Eingang findet, weist auch der Text über seine eigenen Grenzen hinaus. Der Einzeltext ist Teil eines Universums von Texten, die ihn mitformen, ohne deren Zusammenwirken er nicht verstanden werden kann. Kristevas Theorie der Intertextualität (u.a. ein Resultat ihrer Rezeption von Bachtin)²⁸ geht dabei über die alte Quellen- und Einflußforschung weit hinaus, denn der »Polylog von Stimmen«²⁹ bezieht neben literarischen Texten auch soziale und ideologische Diskurse, die sich selbst wiederum in Form von Texten konkretisieren lassen, mit ein. (Das, was bisher als »Kontext« bezeichnet wurde, wird damit textualisiert.) So ist ein Text laut Kristeva wie ein »Mosaik von Zitaten« aufgebaut, jeder Text stellt die »Absorption und Transformation« anderer Texte dar.³⁰ Der Vorgang dieses intertextuellen Zusammenwirkens ist niemals abgeschlossen, denn bei jedem Interpretationsakt werden jeweils neue »Texte« herangezogen. Der Einzeltext bleibt damit, von der »Instanz Autor« abgekoppelt, unendlich produktiv.

Ich möchte daraus zweierlei Anregungen für eine feministische Untersuchung ableiten: 1. ein *Forschungsprogramm* »*Intertextualität weiblicher Texte*«, das *diachron* ausgerichtet ist und sich mit Bezügen zwischen Texten von Autorinnen beschäftigt, ungeachtet der Frage, ob es sich um intendierte Anknüpfungen handelt oder nicht. Was dabei geleistet werden kann, ist nicht mehr als vielleicht eine Erweiterung des Konzepts »parallel Literaturgeschichte von Frauen«, auf das viele Einzeluntersuchungen zur Motivgeschichte, zu thematischen Bezügen, zur Abwandlung von Gattungsformen und vieles mehr hinzielen. Ob es eine alternative weibliche Traditionslinie gibt, darüber bestehen sehr unterschiedliche Meinungen³¹; die Poststrukturalisten bedienen sich häufig des Bilds der Landkarte, also der räumlichen Ausdehnung anstelle der linearen Sukzession.³² Wie auch immer die Antworten ausfallen — und darüber gäbe es noch viel zu sagen —, ist es wichtig, daß das Ziel, diese spezifische Intertextualität herauszuarbeiten, weiter verfolgt wird.

2. *Untersuchung des Einzeltext als dialogisch*: Das *synchrone* Zusammenspiel der eigenen und »fremden Stimmen«³³ der intertextuell beteiligten Texte zu untersuchen ist ein zentrales Interesse poststrukturalistischer Einzeltextanalyse. Der literarische Text wird bei Kristeva als grundsätzlich dialogisch aufgefaßt (bei Bachtin wurde noch zwischen monologischen und dialogischen Texten unterschieden)³⁴, eine Konsequenz der poststrukturalistischen Zweifel an der Einheit des Zeichens und Sinneinheit des Texts. Prinzipielle Heterogenität, Brüche und Widersprüche, sind damit konstitutive Merkmale von Texten. Dies ist eine sehr viel einschneidendere Verschiebung, als es vielleicht zunächst erscheinen mag, denn solange Kohärenz (auch) ein Aspekt der literarischen Wertung war, wurde gerade in feministischen Arbeiten häufig eine Rechtfertigung des Kunstcharakters weiblicher Texte unter Verdrängung der heterogenen Elemente geleistet. Sigrid Weigels Ausführungen zum »schielenden Blick«³⁵, in denen die weibliche Teilnahme an institutionalisierter Kultur *und* ihr gleichzeitiger Ausschluß in ihren Auswirkungen auf Texte von Frauen aufgespürt wird, zielen bereits auf eine solche dialogische Textauffassung. Es läßt sich zeigen, daß das, was traditionell als Widersprüchlichkeit formaler oder thematischer Art in Texten von Autorinnen kritisiert wurde, häufig — sicher nicht in allen Fällen; hier muß sehr sorgfältig vorgegangen werden — an die »divergierenden Achsen« des »schielenden Blicks« heranführt, daß Diskontinuitäten den widersprüchlichen Anschluß an in den Text eingeschriebene kulturelle Codes sichtbar machen. Nancy Miller untersucht Texte von Schriftstellerinnen auf etwas hin, was sie »emphasis added« (zusätzliche Betonung) oder »italicization« (in Kursiv geschrieben) nennt, auf Texte zwischen den Zeilen, die sich aus der intertextuellen Struktur ergeben, strategische Fluchtpunkte, die nicht explizit ausgedrückt sind.³⁶

Natürlich liegt darin eine Eingrenzung des sehr viel globaler ausgerichtete-

ten Konzepts der Dialogizität, eine Eingrenzung auf Texte von Frauen, eine Selektion derjenigen textuell manifestierten Diskurse, die an der jeweiligen Konstruktion von Weiblichkeit teilhaben, aber es ist zumindest ein Versuch der konkreten Umsetzung. Er erweist sich gerade auch bei älteren Texten als fruchtbar (ich habe zum Beispiel versucht, Texte von Jane Austen und Charlotte Brontë »gegen den Strich« zu lesen)³⁷, oft fruchtbarer als der Versuch, die semiotischen Elemente von den symbolischen zu scheiden, was für eine Diskussion von *fémininité* Voraussetzung wäre. Wir brauchen wohl beides, das programmatische Rezept für »weibliches« subversives Schreiben und das analytische Herangehen an konkrete Texte, die nie beantwortbare, aber immer neu zu stellende Frage nach den Universalien genauso wie die Einsicht, daß diese konkret nicht realisiert werden.

Anmerkungen

- 1 Einer der ersten literaturwissenschaftlichen feministischen Sammelbände trägt den Titel *The Authority of Experience*, hrsg. v. Arlyn Diamond, Lee R. Edwards, Amherst 1977; zum Parameter Erfahrung für feministische Forschung vgl. Liz Stanley, Sue Wize, *Breaking out: Feminist Consciousness and Feminist Research*, London 1983.
- 2 Es gibt eine Reihe von sehr informativen Einführungsbänden, die in England und Amerika erschienen sind: Josué V. Harari (Hrsg.), *Textual Strategies: Perspectives in Post-Structuralist Criticism*, Ithaca 1979; Christopher Norris, *Deconstruction: Theory and Practice*, London 1982; Jonathan Culler, *On Deconstruction: Theory and Criticism after Structuralism*, London 1983; Vincent B. Leitch, *Deconstructive Criticism*, London 1983; dagegen nur eine deutsche Einführung: Manfred Frank, *Was ist Neostrukturalismus?* Frankfurt/M. 1983.
- 3 Auf die Bezüge zu Hegel, Husserl, Heidegger, Freud und Nietzsche kann ich hier nicht eingehen.
- 4 Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt/M. 1977, und ders., *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M. 1973; Kontroversen zwischen Foucault und Derrida zeigen, daß es sich durchaus nicht um eine homogene Theorie handelt.
- 5 Vgl. auch Jacques Derrida, *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/M. 1977, und ders., *Die Stimme und das Phänomen*, Frankfurt/M. 1978.
- 6 Julia Kristeva, »Probleme der Textstrukturierung«, in: *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*, hrsg. v. H. Blumensath, Köln 1972, 258.
- 7 J. H. Miller, zitiert in Leitch, *Deconstructive Criticism*, 195; meine Übersetzung.
- 8 Daneben sind auch zahlreiche feministische Sonderhefte erschienen; wie wäre es mit einem solchen etwa bei *DV/3* oder *Anglia*?
- 9 In: Mona Winter (Hrsg.), *Zitronenblau: Balanceakte Ästhetischen Begreifens*. München 1983, 16-25.
- 10 Luce Irigaray, *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*, Frankfurt/M. 1980.
- 11 Hélène Cixous, »Die Orange leben«, in: *Weiblichkeit in der Schrift*, Berlin/West 1980.
- 12 Elisabeth Lenk, »Die andere Seite der Gesellschaft«, 24; s. auch J. Kristeva, »From One Identity to an Other«, in: *Desire in Language: A Semiotic Approach to Literature and Art*, Oxford 1980, 124-147.
- 13 Michel Foucault, »What Is an Author?«, in: Harari (Hrsg.), *Textual Strategies*, 141-160.
- 14 So jedenfalls argumentiert Frank in *Was ist Neostrukturalismus?*
- 15 Eine sehr gute Einführung zu Lacans Theorien über weibliche Sexualität findet sich in der von Jacqueline Rose und Juliet Mitchell verfaßten Einleitung zu ihrer Lacan-Übersetzung: *Jacques Lacan & The Ecole Freudienne: Feminine Sexuality*, London 1982.
- 16 Ann Rosalind Jones, »Writing the body: toward an understanding of L'écriture féminine«, *Feminist Studies*, 7, no. 2 (summer 1981), 247-263.

- 17 Die meisten Vertreter befassen sich mit »Zentriertheit« in einer sehr allgemeinen Art und weichen dem Thema der Geschlechtsdichotomien grundsätzlich aus. Es ist kaum zu glauben, wie sehr die üblichen Verdrängungen gerade innerhalb einer Theorie wirksam sind, die zumindest in der Grundsatzdiskussion den Phallogentrismus vehement attackiert. So gibt es mit Ausnahme von Culler keinen einzigen Einführungsband, der auf die Arbeiten der Feministinnen hinweisen würde.
- 18 Jacques Derrida, *Spurs. Nietzsche's Styles*, Chicago 1979, 43.
- 19 Zit. nach Alexander Argyros, »Daughters of the Desert«, *diacritics* (Sept. 1980), 27-32.
- 20 Luce Irigaray, »Neuer Körper, neue Imaginierung«, *alternative* 108/109 (1976), 126.
- 21 Julia Kristeva, *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt/M. 1978, 39.
- 22 Ebd., 169.
- 23 Vgl. Gilles Deleuze, Félix Guattari, *Anti-Ödipus*, Frankfurt/M. 1979.
- 24 Cixous, *Weiblichkeit in der Schrift*, 29.
- 25 Vgl. ihre Ausführungen in *alternative* 108/109 und in *Weiblichkeit in der Schrift*, 73.
- 26 Cixous, *Weiblichkeit in der Schrift*, 69-70.
- 27 Marguerite Duras, in: Elaine Marks, Isabelle de Courtivron (Hrsg.), *New French Feminism. An Anthology*, Amherst 1980, 174; meine Übersetzung; s. auch Claudine Herrmann im selben Band, 168-173.
- 28 Julia Kristeva, *Semeiotikè. Recherches pour une sémanalyse*, Paris 1969; vgl. auch Kristeva, »Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman«, in: J. Ihwe (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Bd.3, Frankfurt/M. 1972, 345-375; dies., *Revolution der poetischen Sprache*; M. Bachtin, *Probleme der Poetik Dostoevskis*, München 1981; *Die Ästhetik des Wortes*, Frankfurt/M. 1979.
- 29 Julia Kristeva, *Polylogue*, Paris 1977.
- 30 Kristeva, *Semeiotikè*.
- 31 Vgl. z.B. Christa Wolf: »Wir haben keine authentischen Muster, das kostet uns Zeit, Umwege, Irrtümer, aber es muß ja nicht nur ein Nachteil sein«; *Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra*, Darmstadt 1983, 146; dagegen z.B. Virginia Woolf über weibliche Tradition in *A Room of One's Own*; die Literaturgeschichte von Ellen Moers, *Literary Women*, New York 1977 usw.
- 32 Vgl. Harold Bloom, *A Map of Misreading*, New York 1975; Annette Kolodny, »A Map for Rereading: Or, Gender and the Interpretation of Literary Texts«, *New Literary History*, 11 (1980), 451-467; Nancy Miller, »Emphasis Added: Plots and Plausibilities in Women's Fiction«, *PMLA*, 96 (1981), 36-48; sie spricht von »parallel mapping«.
- 33 Der Terminus stammt von Bachtin.
- 34 Zum Verhältnis von Bachtins Begriff von Dialogizität und der Fortführung bei Kristeva vgl. Renate Lachmann, »Dialogizität und poetische Sprache«, in: dies. (Hrsg.), *Dialogizität*, München 1982, 51-62; s. auch die übrigen Beiträge, vor allem Gabriele Schwab, »Die Subjektgenese, das Imaginäre und die poetische Sprache«, 63-84, die Vorstellungen von Dialogizität anhand der Theorien Lacans herausarbeitet.
- 35 Sigrid Weigel, »Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis«, in: Sigrid Weigel, Inge Stephan, *Die verborgene Frau*, LHP 6. Argument-Sonderband 96, Berlin/West 1983.
- 36 Vgl. auch Catherine Belsey's Beispielenanalysen in: *Critical Practice*, London 1982.
- 37 Vgl. meinen Beitrag zum Münchner Symposium über Intertextualität: »'A Map for Rereading': Intertextualität aus der Perspektive einer feministischen Literaturwissenschaft«.